

UTOPOLIS

WUNSCHFABRIK STADT

Internationales Symposium vom 20.6.-22.6. in Chemnitz

Veranstaltet von der Produzentengalerie Weltecho-OSCAR e.V. Chemnitz, der Technischen Universität Chemnitz und der Bauhaus-Universität Weimar

Schirmherrin: Barbara Ludwig, Oberbürgermeisterin der Stadt Chemnitz

1. Utopolis – die Stadt als Wunschproduktion

Utopolis – diese Verknüpfung der Worte »Utopie« und »Polis« taucht zum ersten Mal im Titel eines 1930 erschienenen Romans von Werner Illing auf. Illing, ein Arbeiterschriftsteller, war gebürtiger Chemnitzer. Sein Roman verquickt auf spannende, bisweilen reißerische Weise zwei Elemente miteinander: auf der einen Seite die theoretische Utopie eines kommunistischen Zukunftsstaates, in dem die Menschen einen Idealzustand der Vergemeinschaftung erreicht haben. Auf der anderen Seite wird das Genre des Zukunftsromans bedient: das bürgerliche Privateigentum ist noch nicht ganz ausgestorben und es kommt am Ende zu einer letzten großen Entscheidungsschlacht zwischen Gut und Böse. All das ist zum Teil grob und propagandistisch geschildert. Der Reiz des Werks liegt aber in seiner Form: darin, dass die Utopie nicht abstrakt entwickelt wird, sondern einem populären erzählerischen Genre aufsitzt.

Natürlich geht es uns nicht darum, solche Utopien von gestern mit all ihren rationalistischen Zwangsvorstellungen und Größenphantasien wieder aufzuwärmen. Wenn wir auf Illings Roman zurückgreifen, so wegen seiner Beziehungen zu Chemnitz (dem späteren Karl-Marx-Stadt) und vor allen Dingen wegen seines Titels, der uns aus mehreren Gründen als glücklicher Fund erscheint.

Erstens macht er die *Stadt (polis)* als den Ort kenntlich, auf den sich utopische Entwürfe in aller Regel bezogen haben. Jeder kennt das Phänomen, dass auf dem Land die Zeit langsamer zu verfließen scheint. Geschichte und Geschichtsbewusstsein gibt es streng genommen nur in der Stadt, in der Verdichtung und Beschleunigung des urbanen Lebens, in dem Stoffwechselprozess, durch den sich jede Stadt aus einer Umwelt heraushebt, die ihrer historischen Dynamik Widerstand entgegensetzt. Die Stadt steht in einer vorderen Linie der historischen Entwicklung; und genau aus diesem Grund sind von ihr in aller Regel die utopischen Projektionen ausgegangen. Diese treiben das dem urbanen Dasein

inhärente Momentum in die Zukunft weiter. Sie entwerfen ›Nicht-Orte‹, das heißt Lebensschauplätze der Gesellschaft, die es nicht gibt, die es in buchstabengetreuer Umsetzung auch niemals geben wird, die aber die historische Dynamik befördern.

Zweitens ist die Verkettung der Begriffe von »Stadt« und »Utopie« geeignet, einem Vorurteil entgegenzutreten, das sich bis heute mit dem Begriff der Utopie verbindet. Dieses Vorurteil deckt sich weitgehend mit dem, was Marx und Engels über die »Utopisten« des 18. und 19. Jahrhunderts sagten: das seien Träumer, die irgendwelche Wolkenkuckucksheime mit der wirklichen Gesellschaft bevölkern wollten: Unfähig zur Analyse der Gegenwart und zu nichts anderem in der Lage, als ihr das Amulett einer abstrakten, »ausgedachten« Zukunft entgegenzuhalten. Dagegen setzen Marx und Engels, wie bekannt, den wissenschaftlichen Sozialismus mit seinen – angeblich – realistischeren Zukunftsprognosen.

Diese Auseinandersetzung hat uns ein Problem hinterlassen. Denn hierbei handelt es sich um eine Verengung des Utopiebegriffs, von der dieser sich bis heute nicht ganz erholt hat. »Utopie« erscheint seither als Gegenbegriff zur Analyse, eine Art Weltflucht, wer Utopien nachhängt, ist ein Romantiker, der das harte Leben nicht meistern will oder kann. Nach dem Scheitern des real existierenden Sozialismus fiel das Verdammungsurteil über die Utopie auch auf die vermeintlich wissenschaftlichen Prognosen des Marxismus zurück.

Es ist das große Verdienst von Ernst Bloch, dieses Problem erkannt und ihm mit aller Kraft der philosophischen Systematik, der Akribie des Sammlers und der Expressivität eines die Abstraktion unterlaufenden Sprachwillens entgegengetreten zu sein. Blochs Lebenswerk lautet in einem Satz zusammengefasst: Die Utopie ist eine Produktivkraft des Lebens. Bloch anthropologisiert die Utopie, das heißt, er bestimmt die politischen Utopien als einen (allerdings bedeutsamen) Spezialfall der utopischen Produktion, die zum Lebensvollzug jedes Menschen gehört. Leben, das heißt: um sich herum einen Raum von Möglichkeiten entwerfen, von denen nur ein kleiner Teil verwirklicht werden wird. Wünsche, Phantasien, Hoffnungen, Träume, aber auch Kunstwerke, Bauten, Musikstücke – sie sind ganz oder zum Teil Angehörige dieses Raumes. Die Welt der Möglichkeit ist um ein Vielfaches größer als die wirkliche Welt; Folglich kommt man nicht umhin jene zu vermessen, wenn man den Menschen angemessen beschreiben will.

Dieser anthropologische Begriff des Utopischen ist nach dem »Ende aller Utopien« in der letzten Zeit verstärkt diskutiert worden. Auch wir fühlen uns ihm verpflichtet. Was wir in dem Symposium »Utopolis«, liegt gewissermaßen zwischen der individuellen und der gesellschaftlichen Wunschproduktion. Es ist die Wunschproduktion einer Stadt.

Auf den ersten Blick mag es ein wenig fragwürdig erscheinen, von »der Stadt« wie von einem lebendigen Subjekt zu reden. Aber es ist jedem klar, dass eine Stadt immer mehr ist als die Summe ihrer Einwohner – allein schon dadurch, dass sie sich in ihr und damit auch durch sie aufeinander beziehen. Jede Stadt mit ihren Verbindungen zur Außenwelt und zur Unterwelt stellt so etwas wie einen Abdruck der kollektiven Psyche ihrer

Bewohner dar; so, wie sie umgekehrt die historische Matrix vorgibt, in die sich die kollektive Psyche hineinschreibt. Es ist ein Wechselprozess, ein Spiegelverhältnis urbaner und mentaler Landschaften. Die Topographie des städtischen Raums überschneidet sich mit den Topiken des menschlichen Gedächtnisses, des Unbewussten und imaginärer anderer Räume. Eine Stadt ist nicht bloß eine Ansammlung von Straßen und Baukörpern; es ist mindestens ebenso sehr ein Psychotopos – ein psychischer Organismus mit Hoffnungen, Ängsten, Wünschen und Zwangsvorstellungen.

Es sind zwei Faktoren, durch die sich eine jede Stadt von anderen Städten unterscheidet, wodurch sie also prägend auf den psychischen Zusammenhang einwirkt, in dem sich ihre Einwohner bewegen. Das ist einmal die physiognomische Identität: die Art und Weise, wie die Stadt den von ihr eingenommenen Raum füllt. Dichte der Bebauung, damit die Nähe der Einwohner zueinander; das Verhältnis von öffentlichem und privatem Raum; die spezifische Beziehung (Abgeschlossenheit oder Durchlässigkeit) zwischen Stadt und Umland; die Einbindung des Verkehrsflusses in die Topographie der Stadt; die räumliche Verteilung von Konsum, Kultur, Wohngebieten und Produktionsstandorten über die Stadt – all dies sind Elemente, aus denen sich die physiognomische Identität einer Stadt zusammensetzt. Der zweite Faktor ist die Geschichte der Stadt, formal ausgedrückt: die Verteilung der existierenden Bausubstanz auf dem Zeitstrahl. Dabei verhält es sich allerdings niemals so, dass einfach eines zum anderen hinzuaddiert werden würde. Vielmehr heißt ›Geschichte‹ immer, dass verschiedene Schichten urbaner Entwicklung konflikträftig direkt übereinander liegen. Jeder Entwicklungsschub geht mit der partiellen Zerstörung vorangegangener Schichten einher; das Neue ist wenigstens teilweise um den Preis des Alten zu haben. Dabei verhält es sich keineswegs so, dass das Vergangene einfach verschwände. Es lebt als Erinnerung, als imaginäre Stadt weiter und wird selber zum Ausgangs- oder Projektionspunkt urbaner Wunschvorstellungen. Wünsche sind gegenüber der Geschichte indifferent; sie können ebenso auf eine Wiederherstellung von Vergangenen wie auf die Schaffung von etwas noch nie Dagewesenem dringen.

Eine vernünftige Organisation der urbanen Wunschproduktion muss danach trachten, beide Momente gegeneinander auszubalancieren. Die phantasmagorische Wiederherstellung eines früheren historischen Zustands, letztlich also der Glaube, man könne restaurativ über die zerstörende Macht der Geschichte triumphieren, verleiht manchen Städten etwas Museales, greisenhaft-Konservatorisches. Umgekehrt hat der blanke Modernismus, der nicht bloß das Vergangene, sondern sogar die Erinnerung daran tilgen will, zu urbanen Verheerungen geführt. Spätestens dann, wenn das Neue selbst alt geworden ist, Patina und Rost angesetzt hat, kehrt das verleugnete Vergangene in den Wünschen der Menschen wieder. Der Modernismus beschwört die Gefahr des konservativen Rückschlags herauf. Deswegen muss die Vermittlung zwischen diesen Extremen das Hauptinteresse aller derer sein, die im Gefühlshaushalt einer Stadt ihre wichtigste Produktivkraft erblicken. Auf ein solches Ausbalancieren will auch der anthropologische Utopiebegriff hinaus.

2. Das Beispiel Chemnitz

Chemnitz / Karl-Marx-Stadt ist eine Stadt, die in besonderem Maß zum Objekt utopischer Phantasien wurde. Zu ihrer Geschichte gehört der schnelle und brutale Bruch mit der Vergangenheit wie in kaum einer anderen deutschen Großstadt. Die Schichten, aus denen die Stadt besteht, sind schärfer und übergangsloser voneinander getrennt als andernorts. Wenigstens drei grundlegende Zäsuren hat es in den letzten 150 Jahren gegeben: die vollständige Eliminierung des mittelalterlichen Chemnitz und seine Überbauung durch eine kapitalistische Gründerzeitmetropole; die Entkernung der Stadt durch die Bombardierung vom 5. März 1945, daran anschließend der Versuch, Chemnitz in eine Musterstadt der Moderne zu verwandeln; und schließlich in den neunziger Jahren, als nach dem Ende der DDR ein neuer Schub stadtplanerischer Betriebsamkeit einsetzte, der um die Frage kreiste, welche Zukunftsvorstellung von Stadt lässt sich aus den Wirren der Vergangenheit eigentlich ableiten?

In den Augen seiner Bewohner war Chemnitz seit Ende des Mittelalters nie das, was allein baulich erkennbar war: Unsichtbare Großstadt der Zukunft mit Hochhäusern und Untergrundbahnen, Namensträger der sozialistischen Ehren-Großstadt trotz kapitalistisch geformter Hochhausneubauten im Zentrum, Hauptstadt der Volksmusik nach der Wiedervereinigung, trotz meritokratischem Anspruch mit gläsern gestalteten Marktplätzen eine »Stadt der Moderne« sein zu wollen.

Trotz vieler Bemühungen, diesen als Mangel empfundenen Zustand zu beheben, gleicht Chemnitz in vieler Hinsicht einer Baustelle in Permanenz: einer Baustelle, bei der man nicht recht weiß, ob Aufbau oder Abriss ihr Ziel ist. Die Geschichte liegt in dieser Stadt offener als anderswo zutage, und an vielen Stellen wirkt dies schmerzhaft. Gleichzeitig stellen der Verfall und die von Innen und Außen sich durch die Stadt fressende Natur, so mächtige Mitspieler im städtischen Geschehen dar, dass die Stadt sich ihre urbane Ausstrahlung immer wieder aufs Neue abrufen muss. Das heißt: mehr als andere Städte ist Chemnitz nichts Feststehendes und Fixiertes, kein einmal gegebenes Faktum, sondern ein Geschehen. Diese Stadt muss sich immerfort neu beschreiben, sie muss sich selbst ihre Identität immer wieder neu abrufen.

Wir sind der Ansicht, dass diese Fragen – bzw. der Zustand, der sie auslöst – keinen Mangel, sondern eine Chance von und für Chemnitz darstellen. Urbanität ist keine Selbstverständlichkeit, sie muss je und je aufs Neue produziert werden. Diese Stadt enthält das besondere Potenzial, ihre Bewohner nicht als Konsumenten, sondern als Produzenten dringender als anderswo benötigter Stadt-Kultur miteinander zu verbinden. Die Frage ist, wie dieses Potenzial konkret in Bewegung versetzt werden kann. Wie kann die utopische Wunschproduktion praktisch werden? Womit kann ihr stadtplanerisch und kulturpolitisch vorgearbeitet werden? All dies sind keine Eigenschaften, die ausschließlich für Chemnitz kennzeichnend wären. Im Gegenteil: Sie spiegeln den prekären Status urbaner Räume im postindustriellen und medialen Zeitalter wider.